

Juli Zeh

Dankrede der Preisträgerin (so wie sie vorbereitet worden war)

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich habe meine Sozialisation in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts erfahren, bin religionsfrei und ideologiefrei erzogen worden und fühle mich der Demokratie bis in die kleinste Faser meines Wesens verpflichtet. Demokratie ist die Staatsform, die mir und uns in diesen Breitengraden ein unvergleichlich angenehmes Leben ermöglicht. Demokratie vollbringt das unglaubliche Wunder, das Zusammenleben von großen Menschenmengen gewaltfrei zu organisieren. Demokratie trägt sowohl den Stärken als auch den Schwächen der menschlichen Natur Rechnung. Demokratie gewährt jedem Einzelnen Entfaltungsmöglichkeiten, die in keiner anderen Staatsform und zu keinem anderen Zeitpunkt in der Geschichte möglich waren.

Das edle Ziel sowie das solide Fundament der Demokratie heißt: Freiheit.

Bis zum 11. September 2001 war ich ein unpolitischer Mensch, obgleich ich glaubte, durchaus politisch zu sein. Ich interessierte mich für Politik, diskutierte leidenschaftlich mit Freunden und Familie über politische Ereignisse, und als in den Neunziger Jahren die Balkankriege ihren schrecklichen Verlauf nahmen, geriet ich mit Menschen, die dazu eine andere Auffassung vertraten als ich, in ernsthaften Streit.

Was ich nicht wusste: Ein echtes Bedürfnis nach Politik entsteht erst, wenn jene Werte, die den Kern der eigenen Identität ausmachen, bedroht sind. Denn dann ist das Weltgeschehen plötzlich ein Angriff auf das innerste Wesen der eigenen Person, und das Politisch-Werden entspringt einem existenziellen Bedürfnis: der Selbstverteidigung.

Als ich nach dem 11. September 2001 erlebte, wie demokratische Staaten unschuldigen Ländern im Nahen Osten in einem Rachefeldzug den Krieg erklärten; als die große schleichende Katastrophe der freiwilligen Selbstverstümmelung begann, in der freiheitliche Gesellschaften beschlossen, ihre Freiheit abzuschaffen, um einen vermeintlichen Zugewinn an Sicherheit zu erreichen – da erst erhielt ich meine politische Feuertaufe. Ich fühlte mich auf schreckliche Weise betrogen. Hatten wir tatsächlich den Kalten Krieg erlebt und überlebt, um nun die Möglichkeit einer friedlicheren neuen Weltordnung mit Füßen zu treten? Konnten wir uns denn nicht als „Westen“ fühlen, ohne von einem gemeinsamen großen Feind im „Osten“ zu wissen – mussten wir wirklich die untergegangene Sowjetunion durch das Feindbild eines gefährlichen Islam ersetzen? Hatten wir nach dem Zweiten Weltkrieg so lange „Nie wieder“ geschworen, um nun an Folterungen beteiligt zu sein? Konnte es wirklich sein, dass auf „unserer“ Seite der Welt wieder Lager standen, in denen Menschen einer bestimmten Religion interniert wurden, weil wir sie als Feinde definierten? War es tatsächlich wahr, dass unsere demokratischen Behörden begannen, unschuldige Bürger zu überwachen und zu rastern, wie es die Stasi in ihren kühnsten Träumen nicht für möglich gehalten hätte?

Ja, das konnte sein, und es ist bis heute die traurige Wahrheit. Demokratische Errungenschaften, die in Deutschland aus zwei schrecklichen Weltkriegen hervorgegangen sind, werden zum leichtfertigen Opfer einer hysterischen Sicherheitsmentalität. Seit Jahr und Tag bauen wir Schritt für Schritt unsere Freiheitsrechte ab, werfen grundlegenden Auffassungen von bürgerlicher Freiheit über Bord, senken den Grundrechtsstandard, der

plötzlich als Sicherheitslücke erscheint, zugunsten von „innerer Sicherheit“ – und machen uns so zu Erfüllungsgehilfen von Terroristen und anderen Freiheitsfeinden.

Wie würde der Namensgeber des Preises, den Sie mir heute zuerkennen, wie würde August Heinrich Hoffmann von Fallersleben diese Frage beantworten?

Es lebe, was auf Erden
nach Freiheit strebt und wirbt
von Freiheit singt und saget,
für Freiheit lebt und stirbt.

Die Welt mit ihren Freuden
ist ohne Freiheit nichts
die Freiheit ist die Quelle
der Tugend und des Lichts.

Es kann, was lebt und webet
in Freiheit nur gedeihn.
Das Ebenbild des Schöpfers
kann nur der Freie sein.

Hoffmann von Fallersleben opferte seine persönliche Sicherheit dem Kampf für die Freiheit. Er dichtete, was sich diese Republik auf die Fahnen geschrieben hat: „Einigkeit und Recht und Freiheit“ – und eben nicht "Einigkeit und Recht und Sicherheit".

In meiner persönlichen Entwicklungsgeschichte fiel der Moment der Politisierung zufällig zusammen mit dem Beginn meiner beruflichen Laufbahn als Schriftstellerin. 2001 ist das Jahr, in dem im Nachgang des Elften Septembers der Verrat an demokratischen Prinzipien seinen Anfang nahm. 2001 erschien mein erster Roman. Ganz selbstverständlich verband sich mein drängender Wunsch nach politischem Aktivwerden mit der plötzlichen Möglichkeit zu veröffentlichen. Binnen kürzester Zeit wurde „Freiheit“ zu meinem zentralen Thema. Während die Sicherheitsbehörden eine Überwachungsmaßnahme nach der anderen durchsetzten, begann ich zu begreifen, dass der große Epochenwandel nicht nur durch das Ende der Blockkonfrontation in den Jahren 89/90 und durch den großen Terroranschlag vom 11.9.2001 in Gang gesetzt wurde, sondern auch und gerade durch eine technische Revolution, die sich ihre eigenen Realitäten schaffte und die nicht nur den Staat, sondern auch private Großkonzerne mit einem unersättlichen Hunger nach einer neuen Ressource, einem neuen Rohstoff infizierte: nach Daten.

Spätestens seit den Enthüllungen von Edward Snowden dürfte klar geworden sein, dass der große Feind der Freiheit im 21. Jahrhundert nicht im islamistischen Terrorismus, sondern in systematischer Massenüberwachung zu sehen ist. Dass beim Ausspähen und Auswerten von Daten schon lange keine Grenzen mehr respektiert werden, weder die Privatsphäre der Einzelnen noch die Rechte befreundeter Staaten, zeigen erneut die aktuellen Enthüllungen zur Verstrickung zwischen BND und dem amerikanischen Geheimdienst.

Längst ist das Konzept der Menschenwürde im wuchernden Goldrausch der Datenausbeutung unter die Räder geraten. Erstaunlicherweise wird von vielen Leuten trotzdem immer noch gefragt, was denn an systematischer Massenüberwachung überhaupt schlimm sein soll. Dabei liegen die Gefahren allumfassender Beobachtung auf der Hand. Wer von allen Seiten angestarrt wird, geht jeder Chance verlustig, sich frei zu entwickeln. Wissen ist Macht, und

Wissen über einen Menschen bedeutet Macht über diesen Menschen. Aus dem Vorliegen von Informationen folgen Messbarkeit, Vergleichbarkeit, Regulierbarkeit und Erpressbarkeit. Wer gezwungen ist, die mit jeder Lebensregung erzeugten Daten permanent preiszugeben, kann nicht mehr allein entscheiden, was er isst, liest oder kauft, wie schnell er fährt, wie viel er arbeitet und wohin er reist. Seine Welt verengt sich auf ein Spektrum aus vorsortierten Möglichkeiten. Er erhält Angebote, die vermeintlich zu ihm passen; Informationen, die vermeintlich seinen Interessen entsprechen; Handlungsoptionen, die von mächtigen Akteuren als besonders effizient, besonders sicher oder besonders profitabel eingestuft wurden.

In einem solchen System sind die Folgen des eigenen Verhaltens nicht mehr absehbar. Wir wissen nicht, welche E-Mail, welche Kaufentscheidung oder welches Freizeitvergnügen zu einer Herabstufung unserer Kreditwürdigkeit, zur Ablehnung einer Beförderung oder zum Einreiseverbot in die Vereinigten Staaten führen. Aus dieser tiefgehenden Verunsicherung folgt ein Zwang zur „Normalität“, wenn nicht zur bestmöglichen Performance in allen Lebensbereichen. „Bestmöglich“ bedeutet dabei, die Erwartungen der Informationsmächtigen intuitiv zu erfassen und nach besten Kräften zu erfüllen. „Ich habe nichts zu verbergen“ ist somit ein Synonym für „Ich tue, was man von mir verlangt“ und damit eine Bankrotterklärung an die Idee des selbstbestimmten Individuums.

Technischer Fortschritt ist nicht *per se* gut oder schlecht, sondern erst einmal eine Tatsache, die der Gestaltung bedarf. Lässt man den Dingen ihren Lauf, kommt es zu gewaltigen Akkumulationen von Macht, die zu Lasten des Einzelnen und letztlich zu Lasten des Gemeinwesens gehen. Sozialgesetzgebung und Umweltschutz, die beiden großen Ausgleichsbewegungen zum industrialisierten Kapitalismus, sind nicht vom Himmel gefallen, sondern Ergebnis eines jahrzehntelangen politischen Kampfes. Auch das Kommunikationszeitalter braucht Begleitung durch einen politischen Prozess. Die Frage, wie wir mit den neuen Technologien umgehen wollen, ist nicht weniger profund als jene nach dem Einsatz von Präimplantationsdiagnostik oder bestimmten Waffensystemen. Es geht um die Klärung ethischer Konflikte, um die Renovierung unseres Wertesystems im Angesicht neuer Bedingungen. Ist es mit der Idee vom freien Individuum vereinbar, zukünftige Entscheidungen eines Menschen errechnen zu wollen? Welche Dilemmata folgen aus der Durchleuchtung einer Identität? Muss ein Unschuldiger vorsorglich eingesperrt werden, wenn ein Algorithmus voraussagt, dass die betreffende Person in absehbarer Zeit kriminell werden wird? Auf welchen Grundlagen sollen Rechtssystem und gesellschaftliches Zusammenleben in Zukunft stehen? Hängen wir weiterhin der Freiheit des Einzelnen an, oder wollen wir tatsächlich ein „Supergrundrecht Sicherheit“?

Aus meiner Sicht haben an der Beantwortung dieser Fragen möglichst viele Menschen mitzuwirken – nicht nur Politiker und Journalisten, sondern auch und gerade die sogenannte Zivilgesellschaft, vertreten durch Wissenschaftler, Philosophen, Juristen, und, ja, auch Schriftsteller.

Was mich verbinden dürfte mit dem Namensgeber des Preises, der uns heute hier zusammenführt, ist der feste Glaube, dass der Literatur *per se* eine soziale und im weitesten Sinne politische Rolle zukommt. Es ist ein natürliches Bedürfnis der Menschen zu erfahren, was andere Menschen - repräsentiert durch den Schriftsteller und seine Figuren - denken und fühlen. Allein deshalb darf die Literatur auf dem Gebiet der Politik nicht durch den Journalismus ersetzt oder verdrängt werden, und sie soll sich nicht hinter ihrem fehlenden Experten- und Spezialistentum verstecken. Sie steht vielmehr in der Verantwortung, die Lücken zu schließen, die der Journalismus aufreißt, während er bemüht ist, ein angeblich "objektives" - und deshalb immer verfälschendes - Bild von der Welt zu zeichnen. Ein

Journalist übt sich im Vereinfachen und Skandalisieren – ein Schriftsteller beherrscht die Kunst des Ausdifferenzierens. Es ist ein wichtiges Anliegen, den Lesern Zugang zu einem nicht-journalistischen und trotzdem politischen Blick auf die Welt zu eröffnen.

Gerade haben wir einen verloren, der als Prototypus des politischen Denkers in Deutschland galt. Gerade zu dieser Stunde findet in Lübeck die Gedenkfeier für Günter Grass statt, an der ich nicht teilnehme, weil ich weiß, dass er gewollt hätte, dass ich hier bei Ihnen bin. Die öffentliche Rolle von Günter Grass ist jedem im Land bekannt. Vielleicht wissen aber nicht alle, dass sich Grass hinter den Kulissen stark für die Förderung junger politisch denkender Autoren eingesetzt hat. Aus seiner Sicht rückte zu wenig Nachwuchs nach, niemand, der in seine Fußstapfen treten kann. Ich glaube, dass ihn das sehr frustriert hat und dass er bis zuletzt nicht ganz verstehen konnte, warum das so ist. Es ist ein ewiger Fluch der Menschheit, dass man immer nur die eigene Zeit versteht und allem Nachfolgenden mit mindestens leichter Verwunderung, wenn nicht gar mit Sorge oder Verärgerung ins Gesicht schaut.

Die Wahrheit ist, dass sich die Bedingungen des öffentlichen politischen Sprechens und Schreibens seit den großen Tagen von Günter Grass radikal verändert haben. Die Zeit, in der die Deutungshoheit in der Hand von einigen Wenigen lag, ist vorbei. Dies gilt für viele Bereiche, nicht nur für die Politik oder die politisch engagierte Literatur. Wenn sich früher ein Angehöriger des Bedeutungs-Kanons, egal ob Willy Brandt, Günter Grass oder Marcel Reich-Ranicki, zu einer Thematik äußerten, konnte er sicher sein, dass seine Einlassung sogleich von den Medien aufgegriffen und das Thema in den Fokus der öffentlichen Debatte rücken würde. Die Sichtweisen und Argumente von Einzelnen dominierten den gesellschaftlichen Diskurs. Heute kommt kein Schriftsteller, der sich politisch äußert, auf das Cover des SPIEGEL.

Dies mit dem Ende des Politischen gleichzusetzen, die Ära der Relevanz von politischer Autorenschaft für beendet zu erklären, ist jedoch falsch. Der Diskurs hat vielmehr eine andere Form angenommen: Er ist diversifizierter, offener. Mehr Menschen nehmen an ihm teil, mehr Meinungen stehen einander gegenüber und werden diskutiert. Man könnte sagen: Er ist demokratischer geworden. Denn die Exklusivität des Kreises jener, deren Sichtweisen für beachtenswert gehalten wurden, wirkte auch abschreckend. Der Zugang zu gesellschaftlichen Debatten ist heute leichter. Wo früher eine allseits verbindliche Leitkultur existierte, die den Rahmen der relevanten Themen absteckte, ist die Lage nun komplexer. Es gibt keinen gemeinsamen Meinungsstand mehr. Was auch heißt, dass man heutzutage als Autor immer „allein“ ist beim politischen Sprechen.

Die Angehörigen meiner Generation sind Einzelgänger. Sie mögen sich nicht mit einer Gruppe identifizieren. Wer sich heute als Teil einer Bewegung versteht, gerät schnell in den Verdacht eines Mangels an individueller Persönlichkeit und eines unappetitlichen Herdentriebs. Man mag in Deutschland keine Uniformen mehr, weder stoffliche noch geistige. Dass diese Abneigung in einem Land, dessen Bevölkerung traditionell zu Übertreibungen neigt, schnell zum fanatischen Antikollektivismus mutiert, vermag nicht einmal sonderlich zu überraschen. Eine Folge daraus ist leider die Unfähigkeit, legitime Interessen gemeinsam durchzusetzen und auf diese Weise am demokratischen Leben teilzunehmen. Günter Grass hatte immer seine politische Heimat und damit Köpfe, die zu ihm und seinen Auffassungen standen. Er sprach nicht nur für sich, sondern für einen „Stall“, er vertrat keine Einzelmeinung, sondern eine Mentalität. Das hat ihm zu seiner besonderen Bedeutung verholfen, und es hat ihn psychologisch abgesichert. Er musste gewaltig viel einstecken, aber er war nicht allein.

Wer sich heute in gesellschaftliche Diskurse einbringen will, steht ganz allein für die von ihm vertretene Überzeugung; und er muss auch mit den Folgen seiner Äußerung alleine fertig werden. Lorbeeren braucht er schon gar nicht zu erwarten. Er muss nicht nur damit rechnen, dass seine Stimme nicht gehört wird, untergeht in der Masse von Meinungen oder schlicht ignoriert wird; auch die Unterstellung fragwürdiger Motivation, Fehlinterpretationen oder harschen Gegenwind hat er alleine zu tragen. Der „Shitstorm“ ist keine Erfindung des Internets – Fälle wie Martin Walsers Vernichtung nach der Friedenspreis-Rede, aber auch Politiker, die von den klassischen Medien (nicht vom Internet!) in Grund und Boden geschrieben werden, so lange, bis sogar Bundespräsidenten zurücktreten müssen, sind auch für junge Autoren eine Drohkulisse. Sie wägen Chancen und Risiken gegeneinander ab und fragen sich, was es zu gewinnen gibt. Ob ihre Stimme überhaupt Einfluss hätte. Ob sie oder die Welt einen Nutzen von ihrem politischen Engagement hätten (oder zumindest keinen irreparablen Schaden). Und beantworten beide Fragen häufig mit „Nein“.

Um sich (trotzdem) zu beteiligen, braucht man also eine große Frustrationstoleranz, gepaart mit Hartnäckigkeit und stillem Heroismus – während ein großes Ego eher hinderlich ist. Ein großer Idealismus hingegen ist als Treiber ebenso unerlässlich wie ein dickes Fell.

Hoffmann von Fallersleben hat sich von den negativen Konsequenzen seines politischen Engagements nicht von seinen Überzeugungen abbringen lassen. Er nahm in Kauf, dass sie ihn seine bürgerliche Existenz kosteten und ihn ins Exil trieben. Heutzutage muss man als politisch aktiver Mensch eher fürchten, in bestimmte Länder nicht mehr hinein gelassen zu werden. So erging es meinem Freund und Mitstreiter Ilija Trojanow, dem in Folge unseres gemeinsamen Engagements gegen die NSA-Überwachung plötzlich die Einreise in die USA verwehrt wurde.

Derartige Sanktionen sind vergleichsweise so harmlos, dass wir Autoren von uns erwarten können, das auszuhalten. In anderen Ländern werden Menschen aufgrund von öffentlichen Meinungsäußerungen ins Gefängnis geworfen, ausgepeitscht, ermordet, mit Bannflüchen belegt. Wir genießen das unschätzbare Geschenk der Meinungsfreiheit und stehen in der Verantwortung, diese Gabe zu nutzen.

Anders als in früheren Zeiten geht es nicht darum, blutige Revolutionen anzuzetteln, eine gewalttätige Obrigkeit zu bekämpfen, Systeme zu stürzen. Unsere Aufgabe ist weniger glamourös, weniger heroisch, aber trotzdem nicht weniger wichtig. Wir müssen etwas bewahren, das wir nicht errungen, sondern geerbt haben: Freiheit und Demokratie. Wir müssen Propheten der Mäßigung und Experten der sanften Verteidigung sein. Niemand wird uns dafür bronzene Denkmäler errichten. Trotzdem wird es eines Tages wichtig sein, dass es uns gab.

Vielleicht bin ich ein unverbesserlicher Optimist, vielleicht habe ich die Naivität meiner Nach-Wende-Hoffnung nicht hartnäckig genug bekämpft. Ich kann es nicht lassen: Das ist unser Jahrhundert! Ich will nicht in vierzig Jahren in den Geschichtsbüchern lesen, dass ich es hätte wissen müssen. Dass ich es hätte verhindern können. Wie unerklärlich es sei, dass Gesellschaften auf dem Höhepunkt von Freiheit und Wohlstand sehenden Auges ihre kostbarsten Errungenschaften preisgaben.

In Momenten von Frust und Mutlosigkeit hilft es, sich Hoffmann von Fallerslebens Liebeserklärung an die Freiheit ins Gedächtnis zu rufen, sein bedingungsloses Bekenntnis an den edelsten Seinszustand des Menschen:

Die Freiheit ist mein Leben
und bleibt es immerfort,
mein Sehnen, mein Gedanke,
mein Traum, mein Lied und Wort.

In diesem Sinne können und sollen wir heutigen Autoren uns nach wie vor die Unbeirrbarkeit Hoffmanns von Fallersleben zum Vorbild nehmen – denn auch wenn sich die Umstände mit dem Gang der Zeit noch so sehr ändern mögen, die menschlichen Inhalte bleiben sich immer gleich.

Wenn die Jury der Meinung ist, dass mein Engagement und meine Unbeirrbarkeit ein Beispiel dafür sein können, was es heißt, in der heutigen Zeit ein politischer Autor zu sein, dann freue ich mich sehr darüber. Und möchte Ihnen nicht nur in diesem Sinne herzlich danken für den Hoffmann-von-Fallersleben-Preis für zeitkritische Literatur.